

Babylon ist überall

Najem Wali

Als ich vor ungefähr 36 Jahren ins Exil ging, hatte ich 300 Dollar dabei, und außerdem drei Bücher: „Die Früchte der Erde“ von André Gide, „Vom großen Aufstand“ von Henry Miller und „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Gabriel García Márquez. Das war meine ganze Beute aus einem Land, das so reich gewesen war an allem und in der Vernichtung endete. Mir war damals nicht bewusst, dass es sich gerade bei dieser Beute, so armselig sie erscheinen mochte, doch um einen Schatz handelte, den kein reicher Fang, weder Gut noch Geld, ersetzen konnte: drei Bücher von Autoren unterschiedlicher Nationalität, geschrieben in drei verschiedenen Sprachen: Französisch, Amerikanisch und Spanisch, vereint in der arabischen Sprache, in die man sie übersetzt hatte. Drei Autoren, von denen der Erste, André Gide, ein Flüchtling im eigenen Land war. Seinem Umfeld entfremdet musste er lebenslang gegen Anschuldigungen und Verunglimpfungen kämpfen. Der Zweite, Henry Miller, suchte das Exil aus freien Stücken. Er ging in den Dreißigerjahren nach Paris und wurde dort zu einem Angehörigen der Lost Generation, der „Verlorenen Generation“, wie außer ihm noch Ernest Hemingway, F. Scott Fitzgerald, Truman Capote, Djuna Barnes - all die amerikanischen Schriftsteller, die sich für ein Leben in Paris entschieden, dem Mekka der Kultur und der Künste. Der Dritte allerdings, Gabriel García Márquez, der Kolumbianer, der weltweit zur literarischen Legende werden sollte, musste ins Exil fliehen. Damals trampelten Soldatenstiefel die Menschen in Lateinamerika nieder. Und Márquez war nicht der einzige Lateinamerikaner, der ins Exil ging, eine große Zahl seiner Kollegen tat es ihm gleich, einige davon ungefähr in seinem Alter, wie Mario Vargas Llosa oder Julio Cortázar. Andere hatten schon vor ihm in Paris gelebt, zum Beispiel Miguel Ángel Asturias, César Vallejo, Pablo Neruda, Octavio Paz. Später sollte man sie die „Boom-Generation“ nennen. Doch alle, egal in welches Land sie flüchteten, schrieben weiter in ihrer Muttersprache.

Die meisten großen Werke sollen die Exilliteraten in ihrer Muttersprache geschrieben haben, wie absurd! Doch ich könnte hier eine lange Liste aufstellen: Dantes „Göttliche Komödie“, sämtliche Dramen Georg Büchners, der „Ulysses“ von James Joyce, „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Márquez, „Transit“ von Anna Seghers, um nur einige Beispiele zu nennen.

„Civis Romanus sum“, „Ich bin ein römischer Bürger“, zitiert der Argentinier, doch auch Weltbürger, Jorge Luis Borges in einem seiner Dialoge. Mit diesem Satz hatte man sich überall im Römischen Imperium auf sein römisches Bürgerrecht berufen, das einem

gesetzliche Privilegien garantierte. Borges schließt direkt seinen Kommentar an: „Das sind wir natürlich alle; wir sind nur im Exil geboren, ziemlich weit abseits“¹. Ich dagegen sage: „Ich bin ein Bürger Babels.“ Schließlich sind wir alle im Exil geboren, manche von uns weit fort von Babel, andere ganz in der Nähe. Babel nur zu erwähnen - und seinen Turm, den ich bis in den Himmel ragen lassen will, - heißt, von einer unabwendbaren Verbannung zu sprechen. Wer den Blick ins All richtet, entfremdet sich seiner Umgebung.

In der Verbannung, fern von Rom, geboren zu sein, wie Borges sagt, oder fern von Babel, wie es uns die mesopotamischen Geschichten und Mythen erzählen, ist jedoch in Wahrheit ein großer Vorzug, ein Segen, wenn ich es so nennen darf. Im Gegensatz zu all dem, was wir verlieren, wenn wir uns ständig am selben Ort aufhalten. Genau das sagt uns die Erzählung vom Turm zu Babel.

Diese Geschichte in Kapitel 11, Vers 1-9 der Genesis geht bereits auf ältere Überlieferungen der Völker in all ihren Konfessionen, Religionen und Glaubensrichtungen zurück. Ihr zufolge begannen Noahs Nachkommen, als die Sintflut vorbei war und sie die Arche verlassen hatten, in der Ebene von Schinar mit dem Bau des Turms zu Babel. Der Grund dafür war ihr Wunsch, an einem einzigen Ort auf Erden vereint zu sein und nicht in die weite Welt zerstreut zu werden. Sie wollten die ganze Welt zu einem einzigen Reich machen, mit diesem Ort namens Babel im Lande Schinar als Hauptstadt. Stolz und hochmütig, wie die Erbauer waren, kamen sie auf die Idee, den Turm bis in den Himmel hinaufzuziehen, um sich so einen Namen zu machen und Ruhm zu erwerben. Der ewige Gott allerdings hatte nicht die Absicht, nach der Sintflut die Menschen zu vereinen. Sie sollten sich zerstreuen, um die Erde zu besiedeln, und nicht dableiben und vor lauter Hochmut ihren Herrn herausfordern. Sie mussten also mit dem Turmbau aufhören, Gott verwirrte ihre Sprache und zerstreute sie nach Osten und Westen, sie verteilten sich über die Erde und besiedelten sie. Durch diese Zerstreung, durch differierende Klima- und Bodenbedingungen sowie unterschiedliche Lebensweisen kam es zur Herausbildung verschiedener Menschengattungen und einer Vielzahl an Sprachen.

In diesem Sinne steht der Turm zu Babel für die erste Illusion der Menschheit, nämlich ein einziges Reich für alle gründen zu können. Doch leider existiert diese Illusion bis heute, wenn auch unsere Zeit, wo man fälschlicherweise vom „globalen Dorf“ spricht,

¹ Zitiert nach der Übersetzung von Gisbert Haefs in: Borges, Jorge Luis u. Ferrari, Osvaldo: „Lesen ist Denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher & Borges“, Zürich 1990, S. 46 (Anm. d. Übers.)

diejenige historische Epoche ist, in der man sich am meisten gegen die Entwicklung von Illusionen solcher Art wehrt. Es ist, als arbeite die Menschheit ständig daran zu vergessen und wolle sich an Babel weder erinnern noch ihre Lehren daraus ziehen. Immer noch macht sie sich unaufhörlich neue Illusionen, wie die von den Vaterländern, von reinem Volkstum, einer spezifischen Kultur, einem nationalen Wesen und andere mehr, die als Ideale angepriesen werden. Dabei gehen manche Leute, und zwar überall auf der Welt, so weit, dass sie glauben, es sei ein besonderer Vorzug, an diesem oder jenem Ort geboren zu sein. Natürlich sagen manche: „Ich bin stolz, in Deutschland geboren zu sein“, oder wir lesen an der türkischen Grenze: „Glücklich, wer von sich sagen kann, dass er Türke ist!“ Wir treffen auf die Wunschvorstellung von den Franzosen als *La Grande Nation*, die General Charles de Gaulle kultiviert hat, oder auf die dem Propheten Muhammad zugeschriebenen Worte: „Ihr seid die trefflichste Gemeinschaft, die jemals für die Menschen geschaffen wurde.“² All diese Illusionen und Ansprüche jedoch können nur Spaltung und Kriege nach sich ziehen, nur Feindschaft und Niedertracht. Weil sie einen so schön träumen lassen, müssen die Werte, die sie setzen, absolute Gültigkeit haben, dürfen nicht diskutierbar sein, und Menschen sterben für sie. Das heißt, die Menschen tun immer wieder das Gleiche, ohne je zu lernen, dass sie sich damit selbst ins Verderben stürzen, weil sie gegen die Natur handeln: Die Natur lebt von der Vielfalt. Nur der Mensch lehnt die Vielfalt ab, er will sich der Natur aufzwingen.

Doch warum schafft sich der Mensch seine Illusionen? Hat er etwa aus seinem Sicherheitsbedürfnis heraus Angst vor dem Exil, das für ihn nur ein Vagabundendasein bedeutet, nicht Bewegung und Suche, stete Tätigkeit und Schaffen?

„Der Himmel über uns ist eine blaue Kuppel, das Gedächtnis hinter uns eine Salzsäule, die von der Flamme verschlungen wird. Sodom, unser liebes Vaterhaus, brennt“, sagt sich der Emigrant immer wieder, wenn er allein in der Wüste steht. Dann macht er sich auf. So ist es jedes Mal, wenn er vertrieben wird. Egal, was ihn dazu drängt, er wird neue Länder finden, die sehnsüchtig auf sein Kommen warten. Je mehr wir Fremde werden, desto mehr beheimaten wir die Welt. Das ist die *Maxime*, die ich den Menschen ans Herz legen möchte, schon vor der Sintflut, wann immer wir in vielen Zungen, in verschiedenen Sprachen sprechen. Der Exilant weiß das, doch weiß er es nur, solange er nicht irgendwo Wurzeln schlägt. Im Laufe der Zeiten gab es einen ständigen Wechsel der Rollen, kaum nimmt ein Emigrant eine neue Sprache in Besitz, kaum bestellt er mit seinen Händen neuen Boden, kaum beginnt er, dessen Früchte zu ernten und Wurzeln

² zitiert nach: „Der Koran. Neu übertragen von Hartmut Bobzin“, München 2010, Sure 3, 110 (Anm. d. Übers.)

zu schlagen, schon vergisst er, dass er einmal ein Vertriebener war, und folgt der Verlockung, dazubleiben. Wenn es eine Erbsünde gibt, dann besteht sie darin: dass der Mensch vergisst, einmal vertrieben worden zu sein. Als wolle er nicht glauben, dass sein erstes Aufgestörtwerden, sein Zerstreutsein über die Erde ein Segen war und kein Fluch. Auch wenn ein paar Nationalisten es immer wieder so darstellen, es zum Dogma erklären, ihre rassistische Ideologie daraus ableiten und all die Ideale, um derentwillen man sich gestern bekriegt hat, in deren Namen man sich noch heute bekriegt und morgen bekriegen wird. So als kämen die Menschen nicht los von ihren Idealen, von ihrem ursprünglichen Vorhaben, ein einziges Reich mit einer einzigen Sprache zu errichten. Als hätten sie nicht erkannt, dass alles, was sie erreicht haben - Fortschritt, Kultur und Frieden - aus dieser Vielfalt resultiert, und dass jede neue Sprache, jede Kultur, die hinzukommt, der Menschheit frisches Blut in die Adern pumpt.

Sagen uns dies nicht die Grenzstädte? Sagen sie uns nicht, dass ihr Reichtum und ihr Leben in Frieden - zumindest, bevor solcher Hass und der Wahn vom einzigen Vaterland, von der Reinrassigkeit, bevor der Kriegsbrand sie erreicht - dass alles, was schön an ihnen ist, auf ihrer Vielfalt beruht? Ja, gerade Grenzstädte sagen uns dies, denn sie sind eine Brücke zwischen zwei Welten.

Ich erinnere mich noch an meine Kindheit in Amara, einer Stadt im Südosten des Irak. Ich habe noch alles im Gedächtnis, was meine Augen dort gesehen haben, und dazu die Geschichten, die meine Großeltern erzählten. Amara liegt zwar im Südirak, aber man kann es in allen Städten wiederfinden, die auf einer Vielfalt von Bekenntnissen, Konfessionen, Religionen und Rassen gründen: Sunniten und Schiiten, Arabern, Kurden und Turkmenen, Muslimen, Christen, Juden, Mandäern und Jesiden. Als diese Struktur zerstört wurde, als man begann, die Vielfalt auszulöschen, angefangen mit der Vertreibung der Juden im Jahr 1951, bis die ganze Stadt über ihrer Bevölkerung zusammenbrach, sagte mein Großvater: „Seit die Juden nicht mehr da sind, hat die Stadt sich selbst zur Zerstörung verurteilt.“ Und er hatte recht. Die Kriege im Irak, die danach folgten und noch immer nicht vorbei sind, sollten alles, was von dieser Vielfalt noch übrig war, bis auf den letzten Rest ausrotten.

Welch ein Zufall, dass ich gerade hier in Hohenems drei Söhne Amaras erwähne, deren Andenken präsent bleibt, egal, welche Veränderungen die Stadt durchgemacht hat. Es sind Doktor Abd al-Dschabbâr Abdullâh, ein berühmter Physiker, den man in den Sechzigerjahren beschuldigte, Kommunist zu sein, und ins Exil zwang. Bis zu seinem Tod arbeitete er bei der Weltraumbehörde NASA, und ihm ist es zu verdanken, dass man vorhersagen kann, wie das Wetter in drei Tagen sein wird. Der Zweite ist Doktor Dawûd Gabbay, ein Kinderarzt, dessen Praxis aber immer voll war mit Patienten

verschiedenen Alters und verschiedener Nationen. Die Menschen betrachteten ihn als Heiligen, der jede Krankheit kurieren konnte. Er bestand darauf, im Irak zu bleiben, und als er schließlich doch nach Israel auswanderte, sagte er: „Ich bin zuerst Iraker und dann Jude.“ Trotzdem verschonte ihn der Rassismus der Baathisten nicht. 1970 warfen sie ihn in die Folterzellen. Damals begannen die Baath-Behörden, irakische Bürger hinzurichten, 21 Personen, zumeist Juden und Schiiten. Man warf ihnen Spionage für Israel vor. Der Dritte ist Hanâ al-Scheich, der Eigentümer der ersten Flusstransportgesellschaft im Irak. Noch mehr wundern wir uns, wenn wir erfahren, dass Ersterer der mandäischen Glaubensgemeinschaft entstammte, einer der alten Religionen im Zweistromland, deren Wurzeln am weitesten zurückreichen. Es heißt, sie sei in Harran ansässig gewesen, als Abraham dorthin kam, der Vater aller Auswanderer. Die Angehörigen dieser Gemeinschaft lebten am Tigrisufer. Sie gravierten Gold und stellten landwirtschaftliches Werkzeug her. Ihre Blicke jedoch hoben sie zu den Sternen empor, denn das Licht war für sie der Geist Gottes. Der Zweite aber war jüdischer Abstammung, aus der Glaubensgemeinschaft, die in der Stadt Amara seit ihrer Gründung Ende des 19. Jahrhunderts ansässig war und das Thora-Viertel baute, mit seinen antiken Häusern eines der schönsten Viertel der Stadt. Von diesen Gebäuden sind vielleicht noch zwei oder drei übrig, sonst wurde alles zerstört. Der Dritte war christlicher Herkunft, entstammte also einer Glaubensgemeinschaft, die in Amara Lokale, Geschäfte zum Verkauf alkoholischer Getränke und Restaurants besaß.

So war es, bevor sich das Virus von Rassismus, Hass und Krieg ausbreitete, als die Menschen sich noch voneinander unterschieden oder man es wenigstens akzeptierte, Seite an Seite miteinander zu leben. Selbstverständlich gab es von Zeit zu Zeit Probleme, aber die endeten nicht damit, dass die Einen die Anderen vertrieben. Als ich anfang, den Roman „Engel des Südens“ zu schreiben - bei dem es auf den ersten Blick um eine Dreiecksgeschichte geht, der jedoch in seinen tieferen Strukturen fast ein Jahrhundert der Geschichte Amaras und des Irak nacherzählt, die Geschichte der Minderheiten im Irak und der Prüfungen, Schwierigkeiten, der Vertreibung und Auslöschung, denen sie ausgesetzt waren - als ich anfang, diesen Roman zu schreiben, musste ich auch diese drei Persönlichkeiten erwähnen.

Vielfalt als solche ist Segen und Reichtum. Gleichförmigkeit ist geistige Armut und Dürre. Das heutige Amara, das nach der Auslöschung seiner Pluralität beinahe einfarbig geworden ist, ist nicht zu vergleichen mit der Stadt, die sie einst war. Und Hohenems? Kann man von dieser Stadt sprechen, ohne Jean Améry und Stefan Zweig anzuführen, deren Familien von hier stammten? Kann man von ihr reden, ohne die jüdische Glaubensgemeinschaft zu erwähnen, deren Angehörige damals 15 Prozent der

Stadtbevölkerung ausmachen? Heute beträgt der Anteil der Muslime mehr als 15 Prozent, die meisten von ihnen sind Türken. Manche halten noch an ihrer türkischen Staatsangehörigkeit fest, andere sind österreichische Bürger geworden. Abgesehen davon leben hier europäische Bürger verschiedener Nationalitäten, und wenn wir im Jüdischen Museum dieser Stadt feiern, so ist dies der Stadt anzurechnen.

Amara und Hohenems sind keine Metropolen wie Wien oder Bagdad, Paris, New York oder Berlin, all diese, ob wir wollen oder nicht, durch und durch kosmopolitischen Städte, die, selbst wenn ihr Stern einmal sinkt, sich doch wieder erheben und zurückkommen müssen wie ein ewiger Phönix aus der Asche. Amara und Hohenems sind Randstädte, aber die Vielfalt ihrer Bevölkerung, ihrer Sprachen und Kulturen lässt sie herausragen, lässt sie als ein buntbestickter Teppich in die Welt hinaus leuchten, denn letztlich strahlt der Himmel nicht nur durch die großen Sterne, wie ein Weltbürger namens Bertolt Brecht einmal sinngemäß sagte.

Wie wir sehen, ist Babel heutzutage überall. Vielsprachigkeit wird bei den Menschen geschätzt, wenn auch mancher nicht weiß, wo die Reise enden wird, wenn auch mancher Zäune, Hindernisse und Mauern baut, um die Migration zu beenden. Doch trotz all dieser Hindernisse bleibt mancher unterwegs - auf Wanderschaft.

Die Reise geht weiter. Je mehr wir Fremde werden, desto mehr beheimaten wir die Welt. Mancher wird sesshaft und wählt sich die Sprache des Landes, in das er gekommen ist, um in ihr Literatur zu verfassen. Erwähnen wir in diesem Zusammenhang Joseph Conrad, Samuel Beckett, Eugène Ionesco, Jorge Semprún ... Mancher andere wuchs in einer vielsprachigen Familie oder Stadt auf, und als er zu schreiben begann, suchte er sich die Sprache aus, von der die Eltern dachten, sie sei ein Geheimcode, die einzige Sprache, die sie beherrschten und ihre Kinder nicht, weil beide Eltern sie Jahre vorher während ihres Studiums in einer fremden Stadt gelernt hatten. So geschah es Elias Canetti: Er beschloss, deutsch zu schreiben, obwohl er auch auf Spanisch hätte schreiben können. Aber die deutsche Sprache faszinierte ihn, weil er sie heimlich bei den Unterhaltungen seiner Eltern aufgeschnappt hatte. Mancher andere will sich eine neue Sprache schaffen, wie James Joyce im Ulysses. Dort finden wir weder Irisch noch britisches Englisch, denn beides lehnte er ab. Mancher wiederum schreibt im neuen Land weiter in der Sprache, die er als Kind gelernt hat, seiner Sprache vor der Auswanderung. Für manchen ist sie Heimat, das einzige Gut, das Küstenwacht und Grenzposten bei der Flucht aus seinem Land nicht konfiszieren konnten. Oder er weiß, dass man sich doch immer nach der ersten Sprache sehnt, die man als Kind gelernt hat, so sehr man sich auch bemüht, in einer anderen Sprache zu schreiben - und dass die

schon vor ihm dort heimischen Bewohner seines Exils ihn argwöhnisch beäugen und als Ausländer betrachten, auch wenn er sich bemüht, die Sprache so perfekt zu schreiben wie ein Muttersprachler. Dies schmerzt ihn dann bei jedem neuen Buch, das er verfasst.

Wie Sie sehen, ist Babel überall, solange die von den Menschenfüßen aufgewirbelte Staubwolke von einem Ort zum anderen zieht. „Denn ich kenn mich selber nicht: Weder Christ bin ich noch Jude, und auch Pars und Muslim nicht;_Nicht von Osten, nicht von Westen, nicht vom Festland, nicht vom Meer“³, sagt der große Dschalâl al-Dîn al-Rûmî. Und dies ist die einzige Art, Babel, das heute kreuz und quer über die Erde zerstreut ist, zu bewahren. Nur so können wir es noch einmal vor der Sintflut retten.

Aus dem Arabischen von Christine Battermann

³ nach der Übersetzung von Reza Foroughi, vgl.
<http://www.iranica.eu/Gedichte/rumidiwan.html> (Anm. d. Übers.)